



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Kaffer auf der Jagd.

erzählt in einem Buche, er habe viele Blinde angetroffen, die alle ihr Augenlicht durch solche giftspeiende Schlangen verloren hatten.

Sonst ist diese Art von Schlangen ziemlich harmlos. Beißen tut sie sozusagen gar nicht, und Gift spritzt sie nur im Augenblicke der Gefahr oder wenn sie gereizt wird. Die Kaffern wissen das und gebrauchen daher folgende List. Sie schneiden im nächsten Busch eine möglichst lange Rute und reizen damit die Schlange, bis sie den Kopf etwas erhebt; dann wenden sie rasch das Gesicht ab, denn im gleichen Augenblicke spritzt die Schlange ihr Gift. Ist sie auf diese Weise zweimal zum Giftspeien gereizt worden, dann ist sie ganz ungefährlich und kann von einem Kinde erschlagen werden.

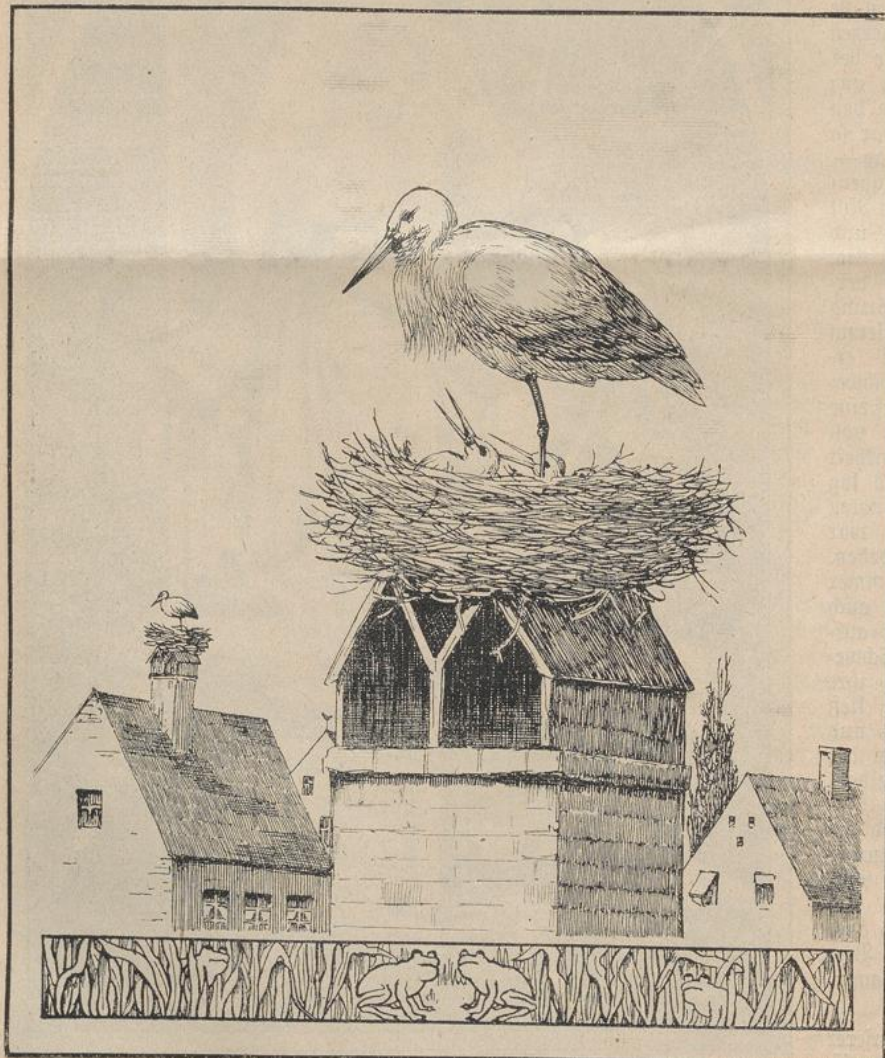
Daß auch die giftigsten Schlangen ziemlich harmlos sind, wenn sie nicht gereizt oder in ihrer Ruhe gestört werden, beweist folgender Fall: Einer unserer Brüder war nach einer anderen Station geschickt worden. Es war ein ziemlich heißer Tag, er bekam Durst und fand da glücklich eine Quelle. Da er kein Trinkgefäß bei sich hatte, legte er sich, im Bestreben, den größten Durst zu stillen, einfach auf den Boden nieder und sog gierig das

köstliche Naß ein. Als er getrunken hatte, stand er auf, warf nochmals einen Blick auf die Quelle und entdeckte nun zu seinem maßlosen Schrecken im Graze, hart neben der Stelle, wo er getrunken hatte, eine große Ruffotter. Wie dankte er seinem heiligen Schutengel, daß er ihn in so augenscheinlicher Gefahr so treu bewacht und beschützt hatte! Ein leiser Druck, vielleicht eine bloße Berührung hätte schon genügt, sie zum Bisse zu reizen. Was dann? Hier in öder, menschenleerer Gegend, wo weit und breit keine Hilfe zu finden war. Doch der Herr verläßt die Seinen nicht. In all den vielen Jahren, die wir nun in Afrika sind, ist noch kein einziger Fall vorgekommen, daß ein Missionsmitglied einen ernstlichen Schaden durch Schlangenbiß erlitten hätte. Aus Furcht vor den Schlangen braucht also keiner ferne zu bleiben, der sich sonst zum Missionsleben berufen fühlt.

Der Kaffer auf der Jagd.

Der Schriftsteller Pinkerton erzählt in einem alten, längst vergriffenen Buche, wie die Schwarzen es anstellen, um ein Krokodil zu fangen. Er schreibt:

Sie nehmen ein Stück Holz, zwei Fuß lang und entsprechend breit und bohren es der Länge nach durch. Durch das Loch wird ein Strid gezogen und an dessen Ende um einen großen Hafen ein mächtiges Stück Fleisch befestigt. Dann wirft man die ganze Vorrichtung in den Fluß. Kaum wird ein Krokodil des Fleisches ansichtig, da stürzt es auch schon darauf los und verschluckt den Bissen. Natürlich geht aber auch das Stück Holz mit in den Rachen und bleibt der Bestie im Schlunde stecken. Da es den Rachen nicht mehr schließen kann, strömt ungehindert Wasser in den Schlund und es muß zuletzt elendiglich ersticken und ertrinken. Merken die Jäger, daß es allmählich am Berenden ist, so ziehen sie es an's Land und machen ihm mit Knütteln vollends den Garauß. Das Krokodil soll dabei stöhnen und weinen wie ein vernünftiges Wesen, und daher komme die Redensart: „Krokodilstränen vergießen“. So der alte Autor.



Storchfamilien.

Saage, Leipzig-Neuditz, Roßgartenstraße 14.

Jeder Vogel und jede Art von Wild ruft im Kaffer seine Jagdlust wach. Schon als Knaben üben sie sich im Werfen der Stöcke, namentlich des „iwiza“, einer Art Keule, die an ihrem Ende mit einem dicken Knoten versehen ist. Sie treffen damit auf eine Entfernung von 40—50 Meter Vögel im Fluge und zwar mit verblüffender Sicherheit. Diese Keule schleudern sie auch nach einem flüchtigen Wild, wobei es ihnen oft gelingt, es zunächst zu verwunden oder ihm ein Bein zu brechen, sodaß sie schließlich ihrer Beute leicht habhaft werden.

Besonders lebhaft geht es natürlich bei den großen Treibjagden her, die früher jeder Häuptling ansagen konnte, während er gegenwärtig eine Erlaubnis seitens des betreffenden Magistrates braucht. So eine Jagd bildet natürlich auf lange Zeit hinaus das Tagesgespräch. Die Schilderung, welche hievon Los Santos im 17. Jahrhundert entwirft, deckt sich auch heutigen Tages noch mit den Gebräuchen einer großen Treibjagd im Zululand.

Ich selbst, so erzählt er, stand einmal im St. Luzia-Distrikt in der Nähe eines Kaffernkraals, als zwei Burichen im Alter von 16 bis 18 Jahren auf dem Plan erschienen. Sie hatten eigentümliche rote Flecke auf ihre Arme gezeichnet und erklärten auf die Frage, was das zu bedeuten habe, sie seien von ihrem Insofi (Häuptling) ausgesandt, um eine große Treibjagd anzusagen, die in zwei Tagen stattfinden würde. Die roten Kreise am Arm dokumentierten die beiden Jungen als offizielle Gesandte ihres Häuptlings, und jeder noch körperlich rüstige Mann hatte einer solchen Einladung zur Jagd Folge zu leisten.

Am Tage der Jagd verkleiden sich einige Schwarze als „wilde Tiere“ und präsentieren sich vor dem Häuptling als das Wild, auf das Jagd gemacht werden soll. Läßt auch das Kostüm manchmal zu wünschen übrig, so erkennt man doch an den auf allen Vieren kriechenden und in allen Tonarten heulenden Schwarzen, welches Raubtier der einzelne vertritt.

Beim ersten Tagesgrauen eilen schon von allen Himmelsgegenen die Jagdgäste herbei. Der Kaffer ist sonst kein Freund vom Frühaufstehen, aber an solchen Tagen findet man in seiner Hütte einen Siebenschläfer. Jeder hat den Leib rüchtig mit Fett eingerieben, denn das macht ihn geschmeidig und stark, und suchelt mit seinen Stöcken und Affagais, als wäre die ganze Luft voll Wild. Man schreit und lärmt, jingt und

tanzt, und nähert sich so dem gemeinsamen Ziel, dem Kraale des Häuptlings. Hier steigert sich der gemeinsame Tumult aufs höchste. Jeder rühmt seine Stärke und Tapferkeit, die Schnelligkeit seiner Füße und die Kraft und Sicherheit seines Armes, mit der er seinen Affagai schwingt oder die todbringende Keule auf das glücklich erreichte Wild niederhauen läßt. Natürlich hat jeder Kraal auch ein Rudel Hunde mitgebracht,



Stichotafel, Berlin 68. Seht, da sind die Schwalben schon! Von H. Hirt.

wilde, ausgehungerte Tiere, und es ist schwer zu sagen, wer einen greulicheren Lärm aufschlägt, diese heulenden, sich beständig raufenden Hunde oder ihre schwarzen Herrn, die von Jagdgier trunkenen Kaffern.

Selbstverständlich ist auch ein Zauberdoctor dabei und reibt seinen Hofuspokus, denn des Tages Glück oder Unglück hängt ja wesentlich von ihm und der Kraft seiner „Medizinen“ ab. So glaubt wenigstens steif und fest jeder heidnische Kaffer.

Ist alles glücklich beisammen, dann zieht sich der Häuptling mit seinen Mäten zurück, um eine Art Kriegs-

plan zu entwerfen. Es wird genau festgestellt, welcher Bezirk von den Treibern umstellt werden soll. Diese Leute kennen ja weit und breit jeden Busch und werden nun genauestens instruiert, wie und in welcher Reihenfolge sie an den einzelnen Plätzen vorgehen sollen. Nicht selten wird ein ungeheures Stück Land umzingelt und das Wild gegen die Mitte zu getrieben.

Auf das erste Zeichen des Häuptlings stürzt der ganze Schwarm, oft 500 Personen und noch mehr, den Ausgängen zu. Das wirkt wie eine Explosion, und alles zusammen schreit: „Bobobo! Bobobo!“ — Wohin geht nun die wilde, tolle Jagd? Zunächst einer gewissen Sorte von Bäumen zu. Diese werden abgeschält, und alle Jagdteilnehmer beginnen die harte, bittere Rinde zu zerkauen, um dann die Flüssigkeit samt dem Speichel kräftig nach allen Richtungen der Windrose auszublasen. Dabei macht der Zauberdoctor seine Sprüche und ruft die Geister der Vorfahren an, namentlich solche, die bei Lebzeiten berühmte Jäger waren. Das gibt Kraft und Stärke, schützt gegen alle Gefahr und wirkt ganz vorzüglich auf die Atmungsorgane, an die ja auch ganz enorme Anforderungen gestellt werden.

Jetzt kanns losgehen! Der Häuptling stößt mit seinem Assagai, und wenn er eine Flinte hat, mit dieser auf den Boden, und im gleichen Moment laufen die 500 Speere seines Gefolges zischend auf die Erde nieder; aus den Staffern kehlen aber kommt es wie donnernde Meeresbrandung: „Whirr-rrr-h! Whirr-rrr-h!“ und die ganze Horde und ihre wilde Meute springt nach hundert Richtungen auseinander.

Weitenweit wird so das ganze Feld umzingelt, jeder Busch wird unterjocht, jeder Bock und alles sonstige Wild herausgetrieben, und so der Kreis immer enger und enger gezogen. Ich kann nicht sagen, welche Gewandtheit und Ausdauer der Kasser entwickeln kann, wenn er einmal mit ganzer Seele an einer Sache hängt. Das ist kein Laufen, kein Rennen mehr, nein, er fliegt förmlich über Stock und Stein, über Bäche und Pfützen dahin und rennt in blindem Eifer oft noch die eigenen Hunde über den Haufen! —

Auf die Schilderung des Schlusaktes will ich verzichten. Es empört das menschliche Gefühl, wenn man mit ansehen muß, wie diese schwarzen Ungeheuer blindlings auf die zu Tode geängstigten, rettungslos auf einen Haufen zusammengedrückten armen Tiere, oft gar feine, graziose Rehböcke, einschlagen, toben, würgen und morden.

Zuletzt versammeln sich alle Jagdteilnehmer um den Häuptling, und nun führt jeder Stamm trotz des vorausgegangenen vielständigen Laufens und Rennens seine Tänze auf. Es herrscht ein unglaublicher Enthusiasmus, alles tanzt, schreit und gröhlt. Man berichtet dem Stammeshäuptling, wieviel Stück man erlegt, streitet auch wohl um die Jagdbeute und bestiehlt und betrügt einander, so gut es eben geht und tritt dann gemeinsam singend und jubelnd den Rückweg an.

Hier warten schon die Kinder und Frauen und stimmen Siegeslieder auf die Helden an, die ihrerseits nicht müde werden, die eigenen Großtaten gebührend zu preisen und zu verherrlichen. Am buntesten treibt es hierin natürlich der schwarze Häuptling und sein ganzer Kraal. Seit Menichengedenken gabs da keine solchen Helden wie sie; es ist nur zu verwundern, daß sie nicht gleich Sonne und Mond vom Himmel geholt haben.

Inzwischen haben die Weiber große Feuer angezündet, man fängt an, von der Jagdbeute ein Stück nach

dem andern zu rösten und zu braten, setzt sich im Kreise zusammen und ißt und trinkt, bis nichts mehr übrig ist. Viele Tage und Wochen hindurch spricht man von nichts anderem, als der großen Treibjagd und den unvergleichlichen Heldentaten, die dabei ein jeder verrichtet haben will.

Die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung.

Nach Christoph von Schmid.

5. Kapitel.

Der Krieg währte noch mehrere Jahre und wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Einmal wurden die Deutschen, nachdem sie große Erfolge errungen hatten, wieder ziemlich weit zurückgedrängt und schlossen mit dem Feind einen Waffenstillstand. Die beiden feindlichen Armeen quartierten sich, kaum eine Meile von einander entfernt, in den verschiedenen Städten und Dörfern ein.

Unser Hauptmann Johannes nahm sein Quartier in einer Mühle, dem besten Hause eines kleinen Dorfes. Die gebirgige Gegend umher war ihm fremd; er hatte sie nie gesehen und wußte sich auch keine Karte zu verschaffen, worauf die kleineren Dörfer und Ortschaften verzeichnet gewesen wären. Er fand die Landschaft übrigens recht schön, Berg und Wald wechselten in malerischer Buntheit miteinander ab. Er blieb mehrere Wochen da und ging täglich spazieren.

Eines Morgens machte er sich sehr früh auf den Weg und bestieg einen fernen Berg, von wo aus sich eine herrliche Aussicht eröffnete. Die Gegend jenseits des Berges kam ihm bekannt vor; je aufmerksamer er sie betrachtete, desto mehr gewann er die Ueberzeugung, einige Dörfer schon einmal gesehen zu haben. Ja, über den nahen Wald hin glaubte er in bläulicher Ferne den alten Kirchturm des Städtchens wieder zu erkennen, unweit dessen einst das Gefecht stattfand, in dem er verwundet worden war. Er lenkte seine Schritte einige Hundert Meter abwärts und siehe, da erblickte er drunten in einem freundlichen Thälchen den kleinen Weiler und die niedrige Hütte wieder, in dem er nach seiner Verwundung so liebevoll aufgenommen und gepflegt wurde. Er hatte nicht gewußt, daß er diesem Orte so nahe war und eilte sogleich dorthin, um seine gutherzigen Hauswirte zu begrüßen.

Mit einem Herzen, das von Freude und Dankbarkeit klopfte, trat er in die Stube, fand aber die guten Leute in sehr traurigen Umständen. „Ach, Herr Korporal“, rief der alte Vater aus, obgleich er die glänzende Offiziersuniform sah, „das ist aber schön von Ihnen, daß Sie uns wieder besuchen! Das ist uns ein großer Trost in unserm gegenwärtigen Glende!“

Die Hausmutter lag, bleich und abgezehrt von Kummer und Glend, krank zu Bette. Der eine Sohn, der Soldat gewesen, saß neben ihr; er war im Kriege verwundet und als untauglich zu fernem Dienst entlassen worden, und stand sogleich auf, dem Herrn Hauptmann die geziemende Ehre zu bezeigen. Der andere Sohn, ein Zimmermann seines Zeichens, besserte eben bei einem Nachbar ein Stadeltor aus. Er eilte schnellstens herbei, rief freudig: „Grüß Sie Gott, Herr Korporal!“ und schüttelte ihm treuherzig die Hand.

Der Hauptmann setzte sich und ließ sich erzählen. Da bekam er nun allerlei Trauriges zu hören. Der junge Zimmermann, der seine hochbetagten Eltern ernährte, hatte schon lang keine ordentliche Arbeit mehr bekommen, denn der ernstesten Kriegszeiten wegen wollte